

GÜTERS DIE
LOHERVISION
VERLAGSEINER
HAUSNEUENWELT





kostenlos mobil
weiterlesen

Eine ausführliche Erklärung zur Nutzung von Papego
finden Sie am Ende des Buches.

Dominique Bourel

Martin Buber

Was es heißt, ein Mensch zu sein
Biografie

Aus dem Französischen übersetzt
von Horst Brühmann

GÜTERS DIE
LOHERVISION
VERLAGSEINER
HAUSNEUENWELT



»Alles wirkliche Leben ist Begegnung.«
Martin Buber

*Zum Gedenken an Fr. Marcel Dubois, O. P.,
Professor an der Hebräischen Universität Jerusalem*

INHALT

Einführung	13
Eine vielschichtige Rezeption	17
Durch zwei Jahrhunderte.....	21

ERSTER TEIL

DIE JAHRE DER AUSBILDUNG WIEN, LEMBERG, EUROPA

1878-1904	23
------------------------	----

I. Eine ostjüdische Kindheit	25
Eine galizische Kindheit	28
<i>Haskala</i> und Orthodoxie.....	31
Salomon Buber.....	33
Erste Studien.....	36
Zwischen Natur und Philosophie.....	38
II. Eine jüdische »Renaissance« im Europa der Wissenschaft ...	43
Leipzig	46
Ein Berliner Sommer	49
Die Begegnung mit Achad Haam	50
Der Berliner Zionismus	52
Die Zukunft des Judentums	56
Die Begegnung mit Paula	59
Der III. Zionistenkongress	61
Wieder in Berlin.....	63
Vom Simmel-Privatissimum zur jüdischen Renaissance. 67	
Der Zionist und der Anarchist	70
Die jüdische Renaissance.....	72
III. Die Seele des Zionismus nähren	75
Jenseits des diplomatischen Zionismus.....	79
Erste Konfrontation mit Nordau	83
Die offizielle Gründung der Demokratischen Fraktion ...	88
Das Verhältnis zu Herzl.....	91

IV. Die Hebung der jüdischen Kultur	94
Warum eine Hochschule?	95
Der Jüdische Verlag	98
Die Hochschule kommt voran ... im Wechselschritt.....	102
Was ist jüdische Moderne?.....	104
V. Zionismus: Die Zeit der Zweifel und der Zerrissenheit	106
Die Folgen der <i>Altneuland</i> -Affäre	108
Die Konfrontation mit Herzl	110
Das Ende der Demokratischen Fraktion?.....	112
Die ugandische Versuchung	114
Die Zeit der Zweifel	118
Der Tod Herzls	120
Der Zionismus nach Herzl.....	122
VI. An den Vorposten der intellektuellen Welt	125
<i>Herr Doktor Buber</i>	125
Der Kardinal und der Schuster.....	127
Die Buchreihe <i>Die Gesellschaft</i>	130

ZWEITER TEIL

VOM CHASSIDISMUS ZUM »SELBSTMORD EUROPAS«

1904-1918	135
VII. Der Mann, der der Welt den Chassidismus nahebrachte ...	137
Unterwegs zum Chassidismus	138
Rabbi Nachman.....	143
Die Rezeption des <i>Rabbi Nachman</i>	148
Umzug nach Berlin	149
Eine sehr diskrete Heirat.....	151
<i>Die Legende des Baalschem</i>	152
Die Theorie des jüdischen Mythos.....	154
Die Schlüsselbegriffe des Chassidismus	156
Abermals eine begeisterte Aufnahme.....	157
Die <i>Ekstatischen Konfessionen</i>	161
Was ist Ekstase?	164
Von der Ekstase zum Mythos	166

VIII. Prag und die Reden über das Judentum	169
Bar Kochba	171
»Das Judentum und die Juden«	173
»Das Judentum und die Menschheit«	176
»Die Erneuerung des Judentums«	179
Drei grundlegende Reden für die Juden Europas	181
IX. Vor dem Krieg: Zwischen universeller Kultur und Zionismus	184
Was ist Mystik?	185
Die chinesischen Werke	186
Die zionistische Tätigkeit	187
Nun ist wieder von der Hochschule die Rede	188
X. Was ist die Verwirklichung?	193
Die Begegnung mit Agnon	197
Mariä Verkündigung	199
Die Anthologie <i>Vom Judentum</i>	200
Das <i>Kalevala</i> und das <i>Mabinogi</i>	202
XI. Verblendungen und Desillusionierungen: Der »Große Krieg«	205
Der Forte-Kreis	207
»Kriegsbuber«	208
Die Mobilmachung der Intellektuellen	213
Verteidigung des Orients	214
XII. Die Gründung der Zeitschrift <i>Der Jude</i>	222
Heppenheim, ein Philosoph auf dem Lande	229
Die Rezeption von <i>Der Jude</i>	231
XIII. Deutsch-jüdische Symbiose versus Zionismus:	
Die Debatte mit Hermann Cohen	237
Volk gegen Staat	239
Max Brod, Stefan Zweig und der Kosmopolitismus	242
Die Judentzählung	246
An der Front der Kultur und der Jugend	248
Kafka in <i>Der Jude</i>	251

XIV. Vom Sieg des Zionismus zur Niederlage Deutschlands	253
Ein jüdischer Staat mit Kanonen, Flaggen und Orden?	255
Der Grundstein zur Hebräischen Universität	260
<i>Incipit vita nova</i>	261
Auf dem Weg zur Revolution?.....	264

DRITTER TEIL

DIE ZEIT DES DIALOGS

1919-1932	271
------------------------	-----

XV. Zwischen Jerusalem und Weimar	273
Nach Palästina gehen?.....	274
Das tragische Ende Landauers	276
<i>Der heilige Weg</i>	277
Betrachtung über Jesus	279
Der Weg zur Freiheit.....	284
Religion und Glaube	286
Von der Universität zum Lehrhaus.....	288

XVI. Die Anfänge der arabischen Frage	293
Tagore in Deutschland.....	299
Die Verwirrspiele Englands.....	301
Die Debatte mit Scholem.....	303
Die arabische Frage im Mittelpunkt des Zionistenkongresses.....	306
Das Ende des politischen Buber?	310

XVII. Vom Lehrhaus zu <i>Ich und Du</i>	314
Das erste Weißbuch und die Ausbreitung des Antisemitismus.....	318
Der Aufstieg des Nationalsozialismus, schon jetzt.....	320
»Die Ruhe vor dem Sturm«.....	322
Die Genese von <i>Ich und Du</i>	323

XVIII. <i>Ich und Du</i>, das Hauptwerk	326
Die Quellen von <i>Ich und Du</i>	329
Die Rezeption von <i>Ich und Du</i>	330

Die Reden über das Judentum.....	333
Jude sein ohne das Gesetz?.....	335
XIX. Von einer Universität zur anderen	339
Das erste Berliner Pogrom.....	341
Eine »palästinensische Volkshochschule«?.....	343
<i>Das verborgene Licht</i>	347
Das Kind und die Erziehung.....	348
Die Eröffnung der Hebräischen Universität.....	352
Der Friedensbund Brit Schalom.....	355
XX. Die Bibelübersetzung	360
Zweistimmig übersetzen	362
Rezeption der Genesis	368
Die Kracauer-Affäre	369
XXI. Vom interreligiösen Dialog zur Entwicklung in Palästina.....	377
<i>Die Kreatur</i>	379
Die Zukunft Palästinas	381
Palästina, endlich!.....	383
Ein neuer Menschentyp?.....	386
Ein Lehrstuhl an der Hebräischen Universität?.....	388
Die Ehrung einer Generation	391
Heppenheim und andere Tagungen.....	393
Die Gespräche von Pontigny	395
Die Spannungen in Palästina nehmen zu.....	397
Ein bewegtes Familienleben.....	399
Das Hebräische, eine lebende Sprache.....	401
Den Frieden lehren	403
Der letzte Kongress	406
XXII. Der mörderische Sommer	408
<i>Brit Schalom</i> , ein Ausweg?	409
Plädoyer für eine neue menschliche Gemeinschaft	417
Die zionistische Führung in der Krise	422
Der Tod Rosenzweigs.....	426

XXIII. Vor dem Sturm	430
Dem Abgrund entgegen	435
<i>Königtum Gottes</i>	437
Fortgehen oder mit den Nazis debattieren?.....	442
<i>Kampf um Israel</i>	444

**VIERTER TEIL
VON DER VERNICHTUNG DES
DEUTSCHEN JUDENTUMS ZUR
GEBURT DES JÜDISCHEN STAATS**

1930-1948	447
------------------------	-----

XXIV. Die tragische Beschleunigung der Geschichte	449
Der letzte jüdisch-christliche Dialog	449
Der Donnerschlag	455
Buber, »jüdischer Buchhändler«.....	458
Widerstand durch Erziehung	463
Glaube und politisches Leben	466
Antisemitismus: Die Zeit der Verwirrung.....	469
Die Wiedereröffnung des Lehrhauses.....	476

XXV. Die Zeit der Entscheidung	482
Redeverbot	485
Auf dem Weg zu einem Lehrstuhl für Soziologie.....	488
<i>Die Frage an den Einzelnen</i>	494
Die Übersetzung von <i>Ich und Du</i>	496

XXVI. Endlich Palästina!	499
Mit sechzig Jahren ein neuer Aufbruch	501
Jerusalem 1938.....	505
Der Kampf geht weiter	509
Kontroverse mit Gandhi.....	511

XXVII. Der Krieg von Jerusalem aus gesehen	517
Gegen den jüdischen Terrorismus	520
Das Echo des Krieges	524
Zur Einheit (<i>Ichud</i>).....	525

Eine Zeit intensiver Kreativität	528
Angesichts der Schoa	534
XXVIII. Den Staat aufbauen oder die Welt reparieren?	538
<i>Moses</i>	546
Ein Jude in Europa	548
FÜNFTER TEIL	
DER UNIVERSALE JUDE	
1948-1965	559
XXIX. 1948 – die Niederlage des Zionismus?	561
Abu Tor verlassen	564
Eine neue Ära beginnt	572
<i>Der Weg des Menschen</i>	579
XXX. Die Wiedereröffnung des Dialogs	583
Die Sorge um die Erziehung	586
Die Zeitschrift <i>Esprit</i>	589
Wiederaufnahme der Verbindung mit Deutschland	590
XXXI. Auf dem Weg zum Weltruhm	599
Zurück zum Problem des Bösen	604
Polemik mit Jung	607
<i>Gottesfinsternis</i>	612
XXXII. Die Araber als Nachbarn	619
Akademische Anerkennung	623
Die immer noch brennende arabische Frage	625
Ein komplexes Verhältnis zur religiösen Tradition	630
XXXIII. Der unermüdliche Reisende	634
Anthropologie und Psychiatrie	637
Die Konfrontation mit Heidegger	637
»Achtzig Jahre, das Alter der Kraft«	639
Die dritte Reise in die USA	643

<i>Ich und Du</i> , fünfunddreißig Jahre später	645
Paulas Tod	646
XXXIV. Letzte Kämpfe	649
Das Nicht-Scheitern des Kibbuz und das Verhältnis zu Tolstoi.....	652
Die Juden der Sowjetunion.....	655
Das Mittelmeer, ein zweiter See Genezareth	663
Das Ende einer Epoche	667
Der Eichmann-Prozess	669
XXXV. Das Ende der Mission	672
Der letzte Wortführer eines anderen Zionismus	673
Die Ehrung der Generationen	678
Dialog mit Levinas	681
Die Kontroverse mit Scholem	683
Letzte Zeichen der Anerkennung	685
Schluss	693
Biographische Notizen	699
Anmerkungen	715
Literatur	871
I. Archive	871
II. Bibliographien	872
III. Schriften Martin Bubers.....	873
IV. »Buberiana«	879
V. Weitere Literatur.....	897
Danksagung	955
Namenregister	957

EINFÜHRUNG

Im September 1960 kommt ein kleiner zweiundachtzigjähriger Mann mit dem Antlitz eines jüdischen Propheten nach Paris, um einen seiner letzten Kämpfe zu führen. Nachdem er Hitler und seinen zahlreichen Handlangern widerstanden hat, sind es nun die Nachfolger Stalins, die er anprangert. Er ist Präsident der Israelischen Akademie der Natur- und Geisteswissenschaften – der Akademie eines winzigen Landes, das erst seit zwölf Jahren existiert –, emeritierter Professor der Hebräischen Universität Jerusalem, deren Gründung er zuerst 1902 angeregt hatte, und Verfasser eines umfangreichen Œuvres, das auf der ganzen Welt bekannt ist und gelesen wird. Er will an einer Protestveranstaltung zur Unterstützung der sowjetischen Juden – die Elie Wiesel 1966 als »die stummen Juden«¹ bezeichnen sollte – teilnehmen (Meir Rosenne, der spätere israelische Botschafter in Frankreich, damals ein junger Diplomat, holt ihn in dem kleinen Auto der Botschaft, einer *Renault Dauphine*, vom Flughafen ab). Anschließend reist er weiter nach Florenz, um an der »Mittelmeerkonferenz für kulturelle Zusammenarbeit« teilzunehmen, wo sich fast zum ersten Mal israelische und ägyptische Intellektuelle zu einem Dialog zusammenfinden.² Seit fast sechzig Jahren äußert sich dieser kleine Mann energisch und profund an allen Fronten zur Verteidigung des jüdischen Glaubens. Trotz zweier Weltkriege, trotz Schoa, Gulag und Unabhängigkeitskrieg von 1948, trotz der tragischen Isolierung seines Landes in einer feindlichen Umgebung glaubt er noch an eine bessere Zukunft. Gegen Ende seines Lebens zeigt sich Martin Buber noch immer so aktiv und entschlossen wie ein halbes Jahrhundert zuvor.

Wer eine Biographie Martin Bubers verfassen will, stößt auf vielfache Probleme – schon deshalb, weil Bubers Leben siebenundachtzig Jahre umspannte. Man geht damit ein Wagnis ein,³ denn man muss für diesen Zeitraum einen großen Teil der Weltgeschichte und des Schicksals der Juden unter all seinen Aspekten durchmessen. Es gilt, den Zusammenbruch von vier Monarchien,⁴ zwei Weltkriege, die jüdische Tragödie und den

israelischen Unabhängigkeitskrieg zu berücksichtigen. Zu jeder Periode seines Lebens gibt es ganze Bibliotheken in mehreren Sprachen. Neben Freud und Einstein ist er einer der bekanntesten Juden des zwanzigsten Jahrhunderts. Wie diese lebte er in mehreren Welten. Sein Briefwechsel ist ungeheuer, er umfasst mehr als fünfzigtausend Briefe, die im Buber-Archiv in Jerusalem tadellos geordnet aufbewahrt werden;⁵ veröffentlicht wurde jedoch nur eine dreibändige Auswahl,⁶ die der hebräischen, amerikanischen, italienischen und französischen Ausgabe zugrunde liegt. Bubers Denken nimmt seinen Weg von der Philosophie zur Soziologie, von der Religionsgeschichte zur Bibelexegese, von den zionistischen politischen Kämpfen der Jugendjahre bis zum Engagement für die sowjetischen Juden im hohen Alter – ohne die unablässige Einforderung von Respekt für die arabischen Einwohner Palästinas, später Israels, zu vergessen.

Tatsächlich gibt es nicht viele Biographien über ihn – als fürchtete man sich vor so vielen Facetten, so vielen Epochen. Wir haben vor allem die von Hans Kohn benutzt, einem seiner Vertrauten, sowie die von Maurice Friedman, seinem großen Vermittler in die USA, der ihn manches Mal befragt und getroffen hat. Schließlich hat ihm Grete Schaeder, die beherzte Herausgeberin eines Teils seiner Korrespondenz, eine bedeutende Einführung sowie ein sprödes, aber wichtiges Werk gewidmet.⁷ Diese Autoren konnten ausführliche Gespräche mit Buber führen und mit ihm korrespondieren. Inzwischen verfügen wir über aktuellere und ausgezeichnete Monographien von Gerhard Wehr und Maurice-Ruben Hayoun.⁸ Ich selbst hatte Gelegenheit, ausführlich mit Mitgliedern seiner Familie zu sprechen: mit seinem Sohn Rafael, seinen Enkelinnen Judith Buber-Agassi⁹ und Barbara Goldschmidt, seinem Enkel Emmanuel Martin Strauß, den Mitgliedern seines engsten Zirkels – von denen viele inzwischen verstorben sind, Gershom Scholem, Ernst Simon, Werner Kraft, Nathan Rotenstreich, Shmuel Noah Eisenstadt –, anderen, die ihm weniger nahe standen, Karl Heinrich Rengstorf, Alexander Altmann, aber auch solchen, deren Urteil ich bang entgegensehe, darunter Paul Mendes-Flohr. Ich muss natürlich die kundige, lebenswürdige Margot Cohn¹⁰ erwähnen, seine letzte Sekretärin,

die für das Buber-Archiv verantwortlich ist und – alle Buberologen wissen es – stets mit Wohlwollen auf all die Fragen antwortet, die das Leben und das Werk dieses eigentlich recht seltsamen Mannes aufwerfen. Ihr Wissen überschreitet die bloße Kenntnis der Schriften Bubers bei weitem.

Besonders verpflichtet bin ich seit 1982 den Mitarbeitern der Manuskriptabteilung der israelischen Nationalbibliothek für ihre Hilfe; sie sprechen beinahe alle Sprachen, entziffern alle Handschriften und sind niemals kleinlich mit ihrer so wertvollen Zeit. Seit kurzem verfügen wir dank Paul Pinkas Maurer über einen detaillierten Katalog der gesamten Buberschen Korrespondenz. Sie alle sollen wissen, dass das vorliegende Werk für mich auch eine Art ist, diese Schuld zu begleichen.

Wenn man darangeht, das Porträt Bubers zu zeichnen, fällt es schwer, zwischen einseitiger Bewunderung und systematischer Kritik die Mitte zu halten, zwischen dem Erzengel des Judentums des zwanzigsten Jahrhunderts, dem epikureischen Wiener Salonlöwen und dem deutschen Professor in seinem Elfenbeinturm im palästinensischen Sand – »Weimar in der Wüste«. Gönnerhafte Verachtung oder ätherische Hagiographie: Über ihn ist alles gesagt, und doch könnte man noch immer ein Buch über jedes einzelne seiner Lebensjahre schreiben, so reichhaltig, fruchtbar und dramatisch waren sie; umso mehr, als viele Erinnerungsbücher ihn erwähnen und nicht wenige, oftmals widersprüchliche Zeugnisse und gewiss auch Legenden liefern. Als jemand, der seit mehr als dreißig Jahren manche Gespräche mit Bubers Vertrauten, Kollegen, gelegentlichen Hörern geführt hat, konnte ich selbst feststellen, wie im Laufe der Zeit das Gedächtnis ins Gleiten gerät, wie Tatsachen ausgeschmückt beziehungsweise negativ oder positiv gedeutet werden, vor allem aber, wie von ihnen seit seinem Tode Gebrauch gemacht wird. Immer reicher wird unser Wissen über diese Periode; wissenschaftliche Editionen liefern neue Erkenntnisse, die es erlauben, das Bild neu zusammensetzen. Viele sind ihm begegnet, recht wenige haben ihn wirklich verstanden; er hat es ihnen übrigens nicht leicht gemacht. Eine der Spötteleien, die nach seiner Ankunft in Jerusalem 1938 über ihn in Umlauf waren, betraf sein Hebrä-

isch; als sich jemand eines Tages bei ihm, dem Bibel-Übersetzer, erkundigte, ob er sich schon auf Alltagshebräisch verständlich machen könne, bekam er von Buber zu hören: »Ja, verständlich schon, unverständlich noch nicht.«¹¹

Wir erteilen vor allem seinen Schriften das Wort: Sie sind es, die zu uns sprechen, und sie sind es, die wir befragen müssen. Sein Werk ist leicht zugänglich: Es liegen Taschenbuchausgaben in allen europäischen Sprachen vor, aber auch auf Japanisch und Chinesisch und natürlich Hebräisch. In Deutschland erschien zwischen 1962 und 1964 eine dreibändige Ausgabe seiner *Werke*;¹² im Jahr 2001 wurde eine Gesamtausgabe begonnen – über zwanzig Bände sind vorgesehen –, die der Buber-Lektüre ganz zweifellos neuen Schwung geben wird.¹³ war er doch auch der Autor unzähliger Artikel, Vorworte, Wortmeldungen und Gespräche. Kürzlich wurde *Ich und Du* erneut ins Hebräische übersetzt. Neben Hunderten von Werken, die in mehr als zwanzig Sprachen über ihn veröffentlicht wurden – Werken, von denen wir die meisten verarbeitet haben und denen wir viel verdanken –, haben wir Zehntausende von Briefe gelesen, die an ihn gerichtet oder von ihm verfasst waren, sowie schriftliche Zeugnisse aus Welten, durch die er wie ein Komet seine Bahn zog und in denen er »eine leuchtende Spur« hinterließ.¹⁴ Man muss zahlreiche wissenschaftliche Disziplinen heranziehen, um ihm gerecht zu werden, und mehrere intellektuelle Traditionen sogar innerhalb der Judaistik. Er selbst schreibt auf Polnisch, Deutsch, Hebräisch, Italienisch, Französisch und später, zögernd, auf Englisch. Der Leser mag urteilen, ob wir ihm die Gelegenheit verschafft haben, einem der wichtigsten, aber auch der umstrittensten Denker des zwanzigsten Jahrhunderts zu begegnen. Er muss ihn nur lesen – und dabei möchten wir ihn unterstützen.

Es war nicht möglich, Bubers Spuren Tag für Tag zu verfolgen, denn er ist rastlos in Bewegung, und die Zahl der Quellen, die man zusammenführen müsste, ist beträchtlich: Zeitungen und Zeitschriften – jüdische und nichtjüdische – der jeweiligen Epoche, Briefwechsel mit Nahestehenden,¹⁵ Freunden, Besuchern usw. Darüber hinaus müsste man ab 1898, als er sich dem Zionismus anschloss, ein anderes »Narrativ« berücksichtigen,

das der heute »Besiegten«, der Vertriebenen, der – islamischen und christlichen – Araber, die seither Palästinenser genannt werden.¹⁶ Dieses Buch möchte auch eine Ungerechtigkeit wiedergutmachen: Es will bestimmte aktuelle Angriffe derer nicht unbeantwortet lassen, die das Judentum auf den Zionismus, den Zionismus auf die Form, die er im Staat Israel angenommen hat, und diesen letzteren auf einen kleinen, mehr oder weniger autoritären Staat reduzieren möchten – oder auf einen Vorrat all jener Metaphern der Moderne, deren prekärer Status gerade der Garant ihrer unbedingten Gültigkeit wäre. In bestimmten Kreisen gehört es zum guten Ton, ein gönnerhaftes und oft verächtliches Lächeln über das »Vorleben« des Staates Israel zu zeigen, über die Gelehrten der Hebräischen Universität und die utopischen Hoffnungen, die mit der Gründung dieses Landes verbunden waren.¹⁷ Es wurde sehr rasch die völlig unbegründete Idee verbreitet, Buber sei seinem Land ein Fremder geblieben, und sein Erbe sei ebenso untergegangen wie die Zivilisation, aus der er kam. Nichts wäre unzutreffender: In Wirklichkeit handelt es sich dabei auch heute noch um eine Vermeidung von Fragen, die er als einer der Ersten gestellt hat.

Schließlich noch eine persönlichere Bemerkung. Nachdem ich der Entstehung der jüdisch-deutschen Passion im achtzehnten Jahrhundert ein Werk gewidmet hatte,¹⁸ schien es mir naheliegend, mich derjenigen Persönlichkeit zuzuwenden, die die Vollendung ebenso wie das Ende dieser Passion und vielleicht einen neuen Anfang verkörpert. In der Tat könnte man die Geschichte Europas, des Mittleren Ostens und der USA nicht verstehen, ohne die Bedeutung dieser deutsch-jüdischen Kultur zu befragen und zu kennen. Was zwischen jener Morgenröte und dieser Abenddämmerung geschah, hat mich mein Leben lang beschäftigt.

Eine vielschichtige Rezeption

Buber wurde sehr rasch zur Ikone, nachdem er schon sehr früh zum Mythos geworden war. Eines Tages war er zu einem Vortrag Edmund Husserls gekommen; die Organisatoren baten ihn an einen Ehrenplatz, und er stellte sich Husserl vor. Husserl fragte:

»Der wirkliche Buber? Aber den gibt es doch gar nicht! Buber – das ist doch eine Legende!«¹⁹ Tatsächlich wurde er in Israel, in Europa und in den USA bis zum letzten Lebenstag um Artikel und Vorträge gebeten. Regelmäßig fiel sein Name, wenn über Kandidaten für den Nobelpreis spekuliert wurde, sowohl für den Literatur- wie für den Friedenspreis.

Über Buber wurde viel Unwahres geschrieben, wenn es sich nicht gar um billige Bosheiten handelte, die seine dunkle Kehrseite, den »anderen Buber«,²⁰ ans Licht ziehen sollten. Eine weitere, wenn auch weniger schwerwiegende Ungerechtigkeit ist seine Behandlung in Frankreich, mit dessen Sprache und Kultur er in bewundernswerter Weise vertraut war. Seine zahlreichen Aufenthalte in Frankreich, die herausragende Bedeutung seiner Briefpartner²¹ und das Echo auf seine Bücher machen es unerklärlich, warum er bis in jüngste Zeit auf Französisch nur von zwei schmalen Monographien behandelt wurde, die gewiss interessant, doch zu knapp geraten sind; Maurice-Ruben Hayoun hat ihm gerade eine elegante und tiefschürfende Einführung gewidmet.²²

Weniger spekulativ als Franz Rosenzweig, weniger Grandseigneur als Leo Baeck, weniger düster als Walter Benjamin und weniger historisch orientiert als Gershom Scholem – Buber hatte einen geradezu schlechten Ruf. Als jemand, der in seiner Jugend Mystiker war, religiös, ohne seine Religion zu praktizieren, wurde er von den Rabbinern im Allgemeinen nicht geliebt. Doch in einem unterschied er sich von den meisten Begründern des Zionismus – Buber glaubte an Gott! Man wagt es kaum zu sagen; denken wir immerhin an die Überraschung Hannah Arendts, als sie erfuhr, dass sich Golda Meir als Atheistin bezeichnet hatte. Es wurde ihm auch Plagiat vorgeworfen; man hat ihm nachgesagt, er habe das Haus einer großen palästinensischen Familie Jerusalems widerrechtlich in Beschlag genommen²³ und mit achtzig Jahren (Jahre nach dem Tod seiner Frau) eine Liaison mit Naamah, der Tochter Richard Beer-Hofmanns, gehabt. Für Yeshayahu Leibowitz ist er ein jüdischer Theologe für *gojim*.²⁴ Vielleicht verärgert über die Feierlichkeiten zum hundertsten Geburtstag Bubers, wusste er sich manchmal recht ungnädig zu zeigen: »Sie stecken mich in die gleiche Schublade wie Buber; was

mich angeht, lehne ich diesen Herrn absolut ab. Als Philosoph ist er ein Denker von großer Seichtheit, drittklassig – ein Salonphilosoph, ein ›Damenphilosoph‹. Aus jüdischer Perspektive sehe ich in ihm einen Juden, der das Judentum verachtet, den Chassidismus entstellt und verfälscht und sich nach dem Christentum gesehnt hat.«²⁵ Ironie der Geschichte, dass Leibowitz mit seiner ganz gegensätzlichen Persönlichkeit gleichsam die Nachfolge Bubers als »das schlechte Gewissen Israels« antrat, nachdem dieser 1965 gestorben war, bis zu seinem eigenen Tod 1994.

Man lachte über seine Schüler mit ihrer eifrigen »Buberei«, und manche seiner Universitätskollegen witzelten gelegentlich im kleinen Kreis (namens *Pilgesh*, »Die Konkubine«) über ihn, urteilten dagegen streng über seine so späte Ankunft in Jerusalem.²⁶ Eher Wiener als Berliner, eher mit Lemberg als mit Jerusalem verbunden, kein wirklicher Jecke, ein bisschen zu sehr »Galizianer« (anders gesagt: ein »Ostjude«, dessen Akzent er übrigens zeitlebens nicht ablegen wird²⁷), ist er niemals dort, wo man ihn erwartet. Trotz des Übertritts seiner Frau zum jüdischen Glauben wird man seinen Kindern die Eigenschaft, Jude zu sein, bestreiten. Zudem gebe es einige Passagen seiner Texte, in denen er das Vokabular seiner Zeit benutzt – »Blut«, »Volk« usw. –, die einem heute »einen Schauer über den Rücken« laufen lassen.²⁸ Diesen Vergleich mit der *lingua tertii imperii*²⁹ hat auch Victor Klemperer gezogen, den man schon anregender erlebt hat. Aus diesem Grund wurde Buber sogar von dem Verteidiger Alfred Rosenbergs während der Nürnberger Prozesse zitiert;³⁰ Rosenberg kannte sich in der Geschichte des Zionismus aus, und Buber nimmt im *Mythus des zwanzigsten Jahrhunderts* einen nicht unbedeutenden Platz ein, weshalb noch heute in Zeitschriften der extremen Rechten Elogen auf ihn gehalten werden.³¹ Schon zu Lebzeiten nimmt ihn Theodor W. Adorno im *Jargon der Eigentlichkeit* aufs Korn; mündlich soll er ihn als »Religionstiroler« bezeichnet haben;³² man hat von Adornos »Aversion gegen Buber« gesprochen.³³ Ein Briefpartner Ernst Blochs scheut sich nicht, das Wort vom »Verrat der Intellektuellen« auf ihn anzuwenden ...

Martin Heidegger wiederum zeigt sich sehr begeistert von Bubers Werk und seiner Person; Buber war übrigens bereit, zu

einer der Festschriften für Heidegger einen Beitrag zu liefern, und in der Bibliothek Gershom Scholems fand sich ein Werk Heideggers mit einer Widmung an Buber. Wittgenstein schätzt Bubers Bibelübersetzung, und Paul Celan sendet *Rabbi Nachman den Frauen, die er liebt*.³⁴ Franz Kafka, Walter Benjamin, Hannah Arendt waren ihm gegenüber manchmal reserviert, obwohl sie ihn lasen und sich mit ihm trafen. So schreibt Letztere 1957 ihrem Mentor Kurt Blumenfeld, dem einstigen Sekretär der Zionistischen Vereinigung für Deutschland: »[...] habe ich Buber näher kennengelernt, und eigentlich hat er mir dann schließlich doch gefallen. Er ist besser als all diese Juden, weil er eine wirkliche Neugier und Lernfähigkeit für die Welt hat, und er ist mit seinen beinahe 80 Jahren lebendiger und empfänglicher als all diese dogmatischen Rechthaber und Besserwisser. Er hat eine gewisse Souveränität, die mir gefällt.«³⁵ Sie wird ihn noch 1961 besuchen.³⁶

Trotz solcher Kritiken setzt er sich klar als einer der wichtigsten Denker des zwanzigsten Jahrhunderts durch: *Ich und Du* wird zur unvermeidlichen Lektüre auf jedem amerikanischen Universitätscampus; Buber wird von Martin Luther King wie von Bertrand Russell gelesen und zu den großen internationalen Fragen um Rat gebeten. Die *Erzählungen der Chassidim* findet man bei Leonard Cohen auf dem Tisch – gewiss, er ist Enkel eines Rabbiners – und in dem wenigen Gepäck Allan Ginsbergs. Nachdem ihm lange Zeit das unzulängliche Etikett eines jüdischen Existentialisten angehängt worden war – das er sein Leben lang ablehnen sollte –, wird Buber inzwischen vom Feminismus³⁷ wie vom Atheismus³⁸ in Anspruch genommen; es heißt, selbst Johannes Paul II. habe ihn geschätzt.³⁹ Und für den »täglichen Bedarf« gibt es auch einen Buber-Kalender, *Worte für jeden Tag*.⁴⁰ Natürlich hat man aus seinen Schriften auch einen *Reader* zusammengestellt,⁴¹ während eine sehr rührige Buber-Gesellschaft regelmäßig eine Zeitschrift und eine Buchreihe veröffentlicht.⁴² Der große Harvard-Philosoph Hilary Putnam führt ihn an bedeutender Stelle seines *Guide to Life* auf.⁴³

Für uns wichtiger ist jedoch der Umstand, dass er zu keiner Zeit in den philosophischen, theologischen und politischen Erörterungen abwesend war, auch nicht in Israel, wo er nach wie vor

Gegenstand sehr interessanter Arbeiten ist. Seine Diskussionen mit David Ben Gurion, Carl Gustav Jung oder Jean-Paul Sartre füllen ganze Bücherregale. Michael Theunissen, einer der tiefsten Philosophen seiner Generation, widmete ihm 1965, in Bubers Todesjahr, ein zentrales Buch, *Der Andere*, das bis heute nicht Staub angesetzt hat.⁴⁴ Aktuelle Philosophen wie Peter Sloterdijk zögern nicht, Neuauflagen seiner Werke mit Vorworten zu versehen,⁴⁵ und Jürgen Habermas, der ihn in seiner Jugend hörte, lieferte in einem Vortrag auf der ersten Martin-Buber-Konferenz der Israelischen Akademie der Natur- und Geisteswissenschaften am 1. Mai 2012 eine glänzende Vergegenwärtigung der Buberschen Philosophie des Dialogs.⁴⁶ Es vergeht kein Monat, in dem nicht ein Buch oder ein Artikel zu seinem Werk erschiene.

Durch zwei Jahrhunderte

Von Wien nach Jerusalem – Buber hat gleichsam mehrere Leben gelebt, wie es wohl nur den glücklichsten unter den Juden Europas vergönnt war.

Seine Lehrjahre führen ihn von der aufgeklärt-traditionalen Welt seines Großvaters in Lemberg zur deutschen Universität und von dort ins zionistische Universum. Seine Wiederentdeckung des Chassidismus und seine Vorträge in der Zeit vor dem Ersten Weltkrieg machen ihn schon in sehr jungen Jahren zum Leitstern des deutschen Judentums, dem er ab 1916 ein Forum bieten wird: die Zeitschrift *Der Jude*. Es ist das Jahr, in dem er sich im südhessischen Heppenheim niederlassen wird – sein Haus ist heute Sitz des Internationalen Rats der Christen und Juden (ICCJ). In der Weimarer Republik verkörpert er die Erneuerung des deutschen Judentums. Er begründet die Dialogphilosophie, wie sie in *Ich und Du* (1923) entwickelt wird, wird Lehrbeauftragter, später Honorarprofessor an der Universität Frankfurt am Main, unterrichtet an Franz Rosenzweigs Jüdischem Lehrhaus und unternimmt ab 1925, zusammen mit Rosenzweig, eine sprachschöpferische Übersetzung der Bibel. Zugleich ist er unmittelbar mit der Katastrophe der Erniedrigung und schließlich Vernichtung des deutschen und europäischen Judentums konfrontiert. 1933 legt er, noch vor dem offiziellen

Entzug der Lehrbefugnis, seine Professur nieder und beginnt mit dem Aufbau eines wirklichen geistigen Widerstands – obwohl er bereits am 7. März 1933 Besuch von der Gestapo erhält und trotz eines zeitweiligen Redeverbots.

Mit sechzig Jahren schließlich, ab 1938, beginnt für ihn in Palästina unter der britischen Mandatsverwaltung ein neuer Lebensabschnitt. Er lässt sich endgültig in Jerusalem nieder und verstärkt die Reihen der *Jeckes*, der deutschen und im weiteren Sinne mitteleuropäischen Juden, ohne die der Staat Israel kaum hätte entstehen, überleben und heranwachsen können.⁴⁷ Doch er selbst bleibt recht atypisch, denn er hat nie wirklich an die Überlegenheit der »Seinen« geglaubt. Rasch wird er zum lebenden Denkmal; er ist einer der großen Professoren der Hebräischen Universität, an der er bis 1951 lehrt, sowie Präsident der Israelischen Akademie der Natur- und Geisteswissenschaften. Regelmäßig nimmt er in den Spalten der großen Zeitungen an Debatten teil und erhält Anfragen zu zahlreichen Tagungen. Mehrere Reisen nach Europa und drei Aufenthalte in den USA sichern ihm einen tatsächlich weltweiten Ruhm, der sich bis nach Japan und Indien erstreckt.⁴⁸ Als einer der Ersten nimmt er wieder Verbindung mit Deutschland auf, das er ab 1951 regelmäßig zu Vorträgen besucht. Seinen Dialog mit dem Christentum, schon vor dem Zweiten Weltkrieg begonnen, setzt er nach der Staatsgründung fort. Er protestiert gegen die Hinrichtung Eichmanns in Israel und verurteilt sehr entschieden öffentlich die Enteignung arabischen Bodens. Seine Gegnerschaft zu David Ben Gurion ist notorisch, und häufig wird er Partei für die Araber nehmen, unter denen er einige Jahre lang im Stadtviertel Abu Tor gelebt hat. Sein Leben lang wird er versuchen, mit ihnen Kontakte zu knüpfen. Er, den sein Freund und Schüler Hugo Bergmann als »Hüter der Menschlichkeit«⁴⁹ bezeichnete, erlebt in Jerusalem den mühsamen Entstehungsprozess und die schmerzvolle Geburt Israels, dessen nationales Gewissen er bis zu seinem Tod 1965, vor einem halben Jahrhundert, verkörpern sollte.

Paris – Jerusalem, 2015 am 50. Todestag Bubers

ERSTER TEIL

**DIE JAHRE DER AUSBILDUNG
WIEN, LEMBERG, EUROPA**

1878–1904

Martin Buber wird am 8. Februar 1878 in Wien geboren, am Franz-Josefs-Kai an der Donau,¹ nicht sehr weit von der Berggasse 19, wo sich Freud 1891 niederlassen wird. Von seinen Eltern weiß man recht wenig. Sein Vater Carl Buber (1848-1935) ist in Lemberg geboren, der großen jüdischen Metropole im Osten des Reiches; er ist der Sohn Salomon Bubers, eines guten Kenners alter Midraschtexte, dem wir bald wiederbegegnen werden. Carl hatte verschiedene europäische Länder bereist und sogar zusammen mit seinem Bruder Max (1850-1896) eine Bank unter seinem Namen eröffnet (die um 1873 wieder geschlossen wurde), hatte in Bergbau (insbesondere Phosphatgruben) und Landwirtschaft investiert und war also ein wohlhabender, in ganz Ostgalizien bekannter Mann. Zudem hatte er Darwin und Renan gelesen. Martins Mutter Elise ist eine russische Jüdin aus Odessa.

1878 ist auch das Jahr, in dem in Wien Lise Meitner geboren wird, die die Atomspaltung entdecken sollte, Kurt Goldstein, der spätere Neuropsychiater, aber auch Judah L. Magnes, die große Gestalt des reformierten Judentums, und Avraham Jeschajahu Karelitz, der herausragende Lehrer des orthodoxen Judentums, besser bekannt unter seinem Namen Hazon Ich; Albert Einstein kommt erst im folgenden Jahr zur Welt. Einer der Vorläufer des Zionismus, der Rabbiner Judah Alkalai, stirbt in diesem Jahr, in dem Alfred Dreyfus mit vier weiteren Glaubensgenossen² in die École polytechnique und Bergson in die École normale supérieure eintritt. Sigmund Freud und Edmund Husserl sind zweiundzwanzig beziehungsweise neunzehn Jahre alt.

Man kennt das Wien dieser Zeit recht gut, vor allem durch Arthur Schnitzler³ und Stefan Zweig,⁴ als »fröhliche Apokalypse« und als Stadt der Klischees, die Hermann Broch und Sir Ernst Gombrich in ihr sahen. Man muss sich vor Halbwahrheiten über den »jüdischen Beitrag zur Wiener Kultur« hüten, die stets gut ankommen: Das Argument dient den Apologeten wie den Feinden der Juden. Weder Gustav Klimt noch Adolf Loos, weder Egon Schiele noch Oskar Kokoschka sind Juden. Außerdem sind wie in

Berlin oder Prag viele zu den »Grenzjuden« zu zählen, den »nicht-jüdischen Juden« nach dem Wort Isaac Deutschers, also Juden, die in keiner Verbindung mit der jüdischen Religion oder Tradition mehr stehen, aber auch nicht vollständig an die nichtjüdische Gesellschaft assimiliert sind. In Wien ist auch die Quote der Konfessionswechsel eine der höchsten: Gustav Mahler – um den Posten des Direktors der Hofoper zu erlangen –, Arnold Schönberg – der 1933 in Paris zum Judentum zurückkehren wird –, Otto Weininger – der sich in Beethovens Sterbehaus erschießen sollte –, oder auch Karl Kraus. Die kulturelle Alchimie, die hier herrscht, ist nicht zu übersehen:⁵ Wien ist die Geburtsstadt des Zionismus, der Psychoanalyse, Ludwig Wittgensteins und Ernst Machs – und die Stadt der »Lehrjahre« Hitlers.⁶

Immer noch im selben Jahr 1878 gründet der evangelische Theologe und spätere Hofprediger Adolf Stoecker in Deutschland die Christlich-soziale Arbeiterpartei, die in bedeutendem Maße dazu beitragen sollte, den Antisemitismus gesellschaftsfähig zu machen.⁷ Ein Jahr später prägt ein berühmter Professor für Geschichte an der Berliner Universität, Heinrich von Treitschke, einen Leitsatz, dem eine verhängnisvolle Zukunft beschieden war: »Die Juden sind unser Unglück«, und löst damit den berühmten Berliner Antisemitismusstreit aus.⁸ Im selben Jahr veröffentlicht Wilhelm Marr⁹ seine Schrift *Der Sieg des Judenthums über das Germanenthum* und gründet die Antisemitenliga.

Seit Ende des zwölften Jahrhunderts gibt es Juden in Wien. 1671 wurden sie vertrieben, während des achtzehnten Jahrhunderts toleriert, im Zuge des Österreichisch-Ungarischen Ausgleichs 1867 – mit dem die Doppelmonarchie begann – politisch gleichgestellt. Zwei Jahre später zählte man in Wien viertausend Juden unter 600.000 Einwohnern, also 0,7 %; im Jahr 1880 – Buber ist zwei Jahre alt – stellen sie 10 % der Bevölkerung dar: 73.000 Juden von 730.000 Wienern. Ein gutes Drittel von ihnen lebt in der Leopoldstadt, dem ehemaligen Ghetto aus dem siebzehnten Jahrhundert, und ein Fünftel im Alsergrund, wo Freud, Herzl oder Broch wohnen. Am Vorabend des Ersten Weltkriegs ist die jüdische Gemeinschaft (200.000 Personen von zwei Millionen Einwohnern) die größte Europas.

Ein Großteil dieser Juden ist eingewandert. Zwischen 1870 und 1910 kommen sie, in numerisch absteigender Reihenfolge, aus Ungarn, Galizien, Mähren, Böhmen, Niederösterreich, Russland, der Bukowina und Schlesien und schließen sich in der Israelitischen Kultusgemeinde zusammen, in der Carl Buber eine bedeutende Persönlichkeit darstellt.¹⁰ Angezogen von den intellektuellen und wirtschaftlichen Möglichkeiten sowie von der deutschen Kultur, sammeln sie sich in Wien. Binnen einer oder zwei Generationen werden sie von Kleinhändlern zu Industriellen, Journalisten oder Ärzten. Sie genießen auch ein gewisses soziales Ansehen und leben doch weitgehend unter sich.

Tief getroffen vom Tod seiner jüngeren Schwester Pauline, die am 7. Februar 1878 Opfer des Typhus wurde, lässt sich Theodor Herzl¹¹ – 1860 in Budapest in eine großbürgerliche deutschsprachige Familie geboren – nach der Schiv'a (der ersten Woche der traditionellen Trauerzeit) mit seiner Mutter in der Praterstraße 25 nieder. Dies wird ab dem Sommer sein Hauptwohnsitz sein und bald das Zentrum des entstehenden Zionismus. Herzl ist ab Herbst 1878 an der Juristischen Fakultät immatrikuliert und ist auch eingeschriebenes Mitglied der Akademischen Lesehalle, einer Art Bibliothek für Studenten und Dozenten; dort wird er Arthur Schnitzler zum ersten Mal begegnen.

»Damals«, schreibt Schnitzler, »es war in der Spätblütezeit des Liberalismus, existierte der Antisemitismus zwar, wie seit jeher, als Gefühlsregung in zahlreichen, dazu disponierten Seelen und als höchst entwicklungsfähige Idee; aber weder als politischer noch als sozialer Faktor spielte er eine bedeutende Rolle. Nicht einmal das Wort war geprägt,¹² und man begnügte sich damit, Leute, die den Juden besonders übel gesinnt waren, fast abschätzig als ›Judenfresser‹ zu bezeichnen. Eine gewisse, keineswegs streng durchgeführte Scheidung zwischen christlichen und jüdischen Schülergruppen – von Parteien konnte noch nicht die Rede sein – machte sich, wie überall und immer, auch in unserer Klasse geltend.«¹³ Anders war es jedoch in der Universität, denn in studentischen Kreisen wuchs und blühte der Antisemitismus immer stärker. Der Dramenautor Max Zweig, Stefans Cousin, der zwischen 1910 und 1920 in Wien lebte,

fand, dass der studentische Antisemitismus dort viel stärker sei als in Berlin.¹⁴

Ebenso im Jahr 1878, doch weit von Wien entfernt, beginnt die neuzeitliche Niederlassung von Juden in Palästina oder »der neue *Jischuw*« in einer kleinen Ortschaft, die sich den auserwählten Namen Petach Tikwa, »Pforte der Hoffnung«, gibt.¹⁵ Fast zwanzig Jahre vor Herzls *Judenstaat* (1896) und vor dem Baseler Kongress (1897) siedeln sich Juden aus Jerusalem und aus Österreich-Ungarn in dieser neuen Stadt an, während zur gleichen Zeit die katholische Ordensgemeinschaft der Weißen Väter ihr Brüderkolleg in Palästina gründet und die *Templerim* – evangelische Pietisten, die aus Württemberg kommen, um die Wiederkehr Christi *in situ* zu erleben – bereits vier Kolonien geschaffen haben.¹⁶

Eine galizische Kindheit

Im Jahr 1879, als das Kaiserpaar silberne Hochzeit feiert,¹⁷ wendet sich bei den Bubers die häusliche Situation zur Katastrophe: Elise, die Mutter, verlässt die eheliche Wohnung, das Paar lässt sich scheiden, und der noch ganz kleine Martin wird zu seinen Großeltern väterlicherseits nach Lemberg geschickt. Nur ein einziges Mal wird Buber seine Mutter wiedersehen. In dem autobiographischen Fragment »Begegnung« erinnert er sich mit Scham an diesen Abschied. Einmal, im vierten Lebensjahr, spielt er bei seinen Großeltern zusammen mit einem mehrere Jahre älteren Mädchen, das auf ihn achtgeben soll: »Ich kann mich nicht erinnern, dass ich zu meiner überlegenen Gefährtin von meiner Mutter gesprochen hätte. Aber ich höre noch, wie das große Mädchen zu mir sagte: ›Nein, sie kommt niemals zurück.‹ Ich weiß, dass ich stumm blieb, aber auch, dass ich an der Wahrheit des gesprochenen Wortes keinen Zweifel hegte. Es blieb in mir haften, es verhaftete sich von Jahr zu Jahr immer mehr in meinem Herzen, aber schon nach etwa zehn Jahren hatte ich begonnen, es als etwas zu spüren, was nicht bloß mich, sondern den Menschen anging. Später habe ich mir das Wort ›Vergegnung‹ zurechtgemacht, womit etwa das Verfehlen einer wirklichen Begegnung zwischen Menschen bezeichnet war. Als ich nach weiteren zwanzig Jahren meine Mutter wiedersah, die aus der Ferne

mich, meine Frau und meine Kinder besuchen gekommen war, konnte ich in ihre noch immer zum Erstaunen schönen Augen nicht blicken, ohne irgendwoher das Wort ›Vergegnung‹, als ein zu mir gesprochenes Wort, zu vernehmen.«¹⁸ 1913 wird Buber aus St. Petersburg einen französisch geschriebenen Brief seiner Halbschwester Sophie erhalten: Bei dieser Gelegenheit erfährt er, dass seine Mutter in Russland lebt und eine neue Familie gegründet hat.

Buber wächst also in Lemberg in Galizien auf.¹⁹ In dieser Stadt, die zugleich Leopoldis, Leopole, Leopold, Lvov, Lwow oder Lviv genannt wird, wird er seine Kindheit und einen Teil seiner Jugend verbringen, was einen entscheidenden Einfluss auf sein Leben haben wird – Buber wird manchmal sagen, er sei auch ein *Ostjude*. Galizien, das 1772 von Österreich einverleibt wurde (und am Ende des Ersten Weltkriegs und ein weiteres Mal in Folge des Hitler-Stalin-Pakts zerstückelt werden sollte), diese Provinz, die gleichsam nirgendwo hingehört und in der Geschichtsschreibung von den Beiwörtern »polnisch«, »österreichisch«, »russisch« oder auch »osteuropäisch« überdeckt wurde, dieses Galizien, das immer nur von einer Macht an die andere überzugehen scheint, wurde von Bruno Schulz, Joseph Roth und Shmuel Joseph Agnon, die von dort stammen, unsterblich gemacht. Heute ist das östliche Galizien die westliche Ukraine.

Wo immer sie sich begegnen, erkennt man die Galizianer, wie Kurt Blumenfeld an Hannah Arendt schreiben wird: »Die Galizianer sind ein Volk für sich, mit ihrem Buber, Agnon, Yaari, Roth usw.« In seinem *Buch der Agonie* porträtiert der Tagebuchschreiber und Lehrer Chaim Kaplan, der in Treblinka umkommen sollte, die Galizier noch schärfer: »[Es] gibt [...] keine geistige Verwandtschaft zwischen den aus Galizien und den aus Kongresspolen stammenden Juden. Es handelt sich um zwei völlig verschiedene Typen. [...] Die Galizier sind kultivierter, höflicher, europäischer. Das zivilisierte Österreich erzog sie und drückte ihnen seinen europäischen Stempel auf. Bei den Juden aus Kongresspolen war das anders. Sie verbrachten ihr Leben unter der harten Knute des Zarismus, der sie in eine trübselige, dunkle Ecke verstieß und in diesem Zustand ließ – ohne Brot und ohne

Erziehung, aber wer diese Dinge nicht hat, kann nicht als zivilisiertes menschliches Wesen gelten.«²⁰

Galizien wird unter dem Ersten Weltkrieg sehr zu leiden haben, wie uns Stefan Zweig berichtet, der 1915 von der *Neuen Freien Presse*²¹ dorthin entsandt wurde. Er beschreibt dramatische Bilder: »Furchtbar sind noch die blutigen Striemen zu sehen, die der Krieg diesem Hiob unter den Völkern geschlagen [hat]«; dennoch beendet er seinen Artikel mit der Hoffnung auf eine befreites Galizien.

Versuchen wir, diese verschwundene Welt historisch einzuordnen, ihre Räume zu durchqueren, die immer wieder verschobenen Grenzen dieses Landes und seine unsichtbaren Begrenzungen zu überschreiten, eine Welt, in die Martin Buber 1881 für fünfzehn Jahre eintaucht. Es wären mindestens vier oder fünf simultane Geschichten dieser Stadt zu schreiben (eine ukrainische, eine polnische, eine österreichische, eine deutsche und eine russische), umso mehr, als sich die Bevölkerung der Stadt binnen eines halben Jahrhunderts fast verdoppelt, von 90.000 Einwohnern im Jahr 1869 auf 160.000 im Jahr 1906. Emmanuel de Martonne, Professor an der Sorbonne, der den Band »Mitteleuropa« der berühmten *Géographie universelle*²² selbst verfasst hat, beschreibt uns die Stadt Lwow als ein Drehkreuz: »Verschiedene natürliche Landschaften liegen vor ihren Toren. [...] Die Entwicklung des Handels wurde durch die Niederlassung der Juden und – das war etwas Neues – auch zahlreicher Armenier begünstigt, die sich ebenso gut auf Geschäfte verstanden, jedoch leichter mit dem Bürgertum verschmolzen. Das neunzehnte Jahrhundert erlebte von seinen ersten Jahren an einen Urbanisierungsschub, der bald durch die Schaffung von Eisenbahnverbindungen verstärkt wurde und innerhalb von zwanzig Jahren die Bevölkerung fast verdoppelte. [...] Das Leben ist das einer modernen Stadt mit einem gewissen kosmopolitischem Gepräge, in der man in den Cafés, Hotels und Banken zehn verschiedene Sprachen hören kann. [...] Lwow ist aber auch ein wichtiges Verwaltungszentrum und im südöstlichen Polen die einzige Stadt mit einem regen Geistesleben, die mit Recht auf ihre Museen, Theater, Bibliotheken, ihre Technische Hochschule und ihre Universität stolz ist.«

Diese multikulturelle Metropole, die wegen ihrer Schönheit abwechselnd als »Wien des Ostens« oder »Florenz des Nordens« betitelt wurde, war nach Wien, Prag, Budapest und Triest die fünftgrößte Stadt des Reiches. Eine Universität, eine Technische Hochschule, vier polnische Gymnasien, ein ruthenisches und ein deutsches Gymnasium, Sitz eines Armeekorps, einiger Konsulate und nicht weniger als dreier Erzbischöfe (des römisch-katholischen, griechisch-orthodoxen und armenischen) inmitten von Deutschen, Polen, Ukrainern (auch Ruthenen genannt) mit einigen Karaiten,²³ die dort sehr aktiv waren, von Lutheranern, Calvinisten, Hugenotten, Mennoniten und einigen Muselmanen ganz abgesehen: Im siebzehnten Jahrhundert bezeichnete die Stadt die nördliche Grenze des Osmanischen Reiches.

Wenngleich bei Juden die Erwähnung des Namens Lemberg heute den Gedanken an die Massenmorde des Zweiten Weltkriegs heraufbeschwört,²⁴ ruft er bei vielen immer noch das Bild eines »Heims« hervor, eines gemütlichen Wohnorts, an dem man sich wirklich zu Hause fühlt; so schreibt der Historiker und Rabbiner Arthur Hertzberg, der Polen im Alter von fünf Jahren mit dem Ziel USA verließ: »Für die Juden ist diese Stadt bis heute Lemberg geblieben und nicht Lvov, wie die Polen sie nennen, oder Lviv, wie sie bei den Ukrainern heißt, weil die Juden dort unter den Österreichern glücklicher waren, die ihnen einen besseren Schutz vor dem Antisemitismus boten.«²⁵ Die Ansiedlung von Juden in Lemberg ist alt; der erste jüdische Friedhof wurde 1414 eingeweiht.²⁶ Shmuel Joseph (Shai) Agnon, der zwar in Buczacz, hundertfünfzig Kilometer weiter südöstlich, geboren wurde, aber in Lemberg arbeitete²⁷ (und, wie wir sehen werden, einer der besten Freunde Bubers wurde), beschwört zu Beginn von *Gestern, vorgestern* die Stadt als »die Vollkommene an Schönheit, die Wonne des Landes«, bevölkert mit »Fürsten der Thora« und gelehrten *maskilim*.²⁸

Haskala und Orthodoxie

Die Juden machen gegen Ende des neunzehnten Jahrhunderts ungefähr 28 % der Bevölkerung aus. Die fünf großen ideologischen Strömungen des damaligen Judentums finden sich dort

nebeneinander: die Orthodoxie, die *Haskala*, der Chassidismus, der Bundismus und der Zionismus. Die *Haskala*, eine im Preußen des achtzehnten Jahrhunderts im Umkreis Moses Mendelssohns entstandene Bewegung, wollte innerhalb des Judentums die europäische Kultur geltend machen und eine Reform des Judentums voranbringen. In ihrer osteuropäischen Version umfasste sie einen wesentlichen, bei den Berlinern kaum angedeuteten, doch trotz allem präsenten Aspekt: die Verwendung des Hebräischen, die Wiedergeburt der nationalen Sprache. Die *Haskala* förderte das Bemühen um eine kritische Überprüfung der Texte, der Bibel wie der Überlieferung. Zwei ihrer herausragenden Vertreter sind mit Lemberg verbunden: der große Philosoph Nahman Krochmal, der lange dort residierte, obgleich er aus Brody stammte, und Salomon Jehuda (genannt Shir) Rappaport, der in Lemberg geboren wurde und seine Laufbahn als Großrabbiner von Prag beschloss. Die deutschfreundliche und modernistische Vereinigung *Chomer Israel*, die den polnischen Nationalismus ablehnte, entstand 1868 und gab die Zeitschrift *Der Israelit* heraus. 1883 wurde die Gesellschaft *Mikra Kodesh* gegründet, um das Studium der Geschichte und des Hebräischen zu fördern. Sie nahm 1888 den expliziten Namen *Zion* an und publizierte die erste zionistische Zeitschrift auf Polnisch, *Przylosc* («Zukunft»). Ihr Präsident, Joseph Kobak, war Bubers Hebräischlehrer am Gymnasium in Lemberg.²⁹

Auf den Chassidismus, dem Buber einen Großteil seiner literarischen Tätigkeit widmen wird, werden wir noch zurückkommen. Doch schon jetzt können wir mit Hans Kohn, einem seiner besten Biographen, hervorheben, dass der Chassidismus, dem Buber begegnet, nicht mehr die flammende revolutionäre Bewegung des achtzehnten Jahrhunderts ist, auch wenn die Betonung der Gemeinschaftsidee als Lebensform noch gewahrt blieb. Jay Rovner zufolge konnte sich Lemberg zwar keines *zaddik* (chassidischen Lehrmeisters) mehr rühmen, doch konnte man noch eine Reihe von kleinen chassidischen Bethäusern (*kloyzn*) finden.

Auch wenn die offiziellen, zweifellos gemäßigten Rabbiner der Stadt sich auf die historisch begründete Opposition gegen die chassidische Bewegung beriefen, standen gegen Ende des neun-

zehnten Jahrhunderts rabbinische Eliten und Chassidim in vereinter Gegnerschaft zu einem gemeinsamen Feind: der *Haskala* und der Reformbewegung, die zahlreiche rituelle Regeln abgeschafft hatten. So entstand als Reaktion das orthodoxe Judentum, das die kulturelle und religiöse Kontinuität mit dem traditionellen Judentum von einst beanspruchte. Die Orthodoxie hatte in Lemberg lange die unumschränkte Herrschaft inne, und das Erscheinen des ersten »aufgeklärten« Rabbiners 1844, Abraham Kohn,^{*30} endete mit einem Drama: Er wurde 1848 tatsächlich vergiftet. Das Geburtsjahr Bubers erlebt den Auftritt einer Organisation, die die Orthodoxie in ihrer ganzen Starrheit gegenüber den geringsten reformerischen Anwendungen repräsentiert: *Machzikei Hadas*³¹ unter der Führung Simon Sofers, des Sohns des berühmten Hatam Sofer (Moses Schreiber, 1762-1839), und Joshua Rokeahs, des zweiten Rebbe der chassidischen Dynastie von Belz. Die erste Versammlung findet in Lemberg am 13. März 1879 statt, in dem Jahr, in dem Sofer ins österreichische Parlament gewählt wird und sich der polnischen Gruppe anschließt, um die Assimilation besser bekämpfen zu können.

Der Zionismus hingegen wird dank der Brüder Osias und Jacob Jochanan Thon* in Galizien³² und in Lemberg – wo 1883 eine erste zionistische Gesellschaft gegründet wird – auf fruchtbaren Boden fallen. Man betreibt viel Politik, denn die Polen und die Ukrainer suchen Bündnisse gegen die Zentralmacht, unterstützt von einem Teil der Juden. Um Sitze im Reichstag zu erlangen, verbünden sich die Zionisten übrigens einmal mit den Ukrainern (1907), während sie zweimal (1877 und 1882) mit den Polen eine Allianz einzugehen versuchen.

In diesem Lemberg mit seinem atemberaubenden kulturellen Reichtum wächst nun Martin Buber unter dem aufmerksamen Blick seiner Großeltern auf.

Salomon Buber

Bubers Großvater ist nicht nur ein kluger Geschäftsmann, sondern auch ein herausragender Kenner der jüdischen Überlieferung. Sein Einfluss auf Martin Buber ist gar nicht zu überschätzen; auch dieser wird später seine Enkelkinder aufnehmen und großziehen

und damit seine eigene, für die damaligen Generationen gar nicht so seltene Erfahrung wiederholen. Martin Buber wird sich auch intensiv um das Archiv seines Großvaters kümmern.³³

Am 2. Februar 1827 in Lemberg in eine Rabbinerfamilie geboren – sein Vater ist der Rabbiner Abraham Buber – und in derselben Stadt am 28. Dezember 1906 gestorben, ist Salomon Buber gleichsam das Urbild eines osteuropäischen *maskil*, eines aufgeklärten Juden, der gleichwohl seinen Platz eindeutig innerhalb der Orthodoxie einnimmt. Als Mitglied der Vereinigung *Chomer Israel* korrespondiert er mit den Gelehrten seiner Zeit, liberalen wie orthodoxen. Seine nachgelassenen Papiere zeigen die Breite seines Korrespondentennetzes – von Heinrich Graetz,³⁴ dem Historiker des jüdischen Volkes, bis zu Nachum Sokolow, einem der Pioniere des Zionismus, von dem Gelehrten Leopold Zunz bis zu Abraham Berliner, Professor für jüdische Geschichte und Literatur –, zu dem auch die Kuratoren der großen Bibliotheken der Welt, selbst in Jerusalem, zählten. »Der Großvater war ein wahrhaftiger Philologe, ein ›das Wort Liebender‹«, wird Martin schreiben.³⁵

Der Großvater war stark von der Entwicklung geprägt, in der sich das Judentum historisierte und zu einem akademischen Wissensgegenstand herausbildete. Neben anderen Werken ist Salomon Buber eine 1856 erschienene Biographie von Elias Levita zu verdanken, dem großen jüdischen Grammatiker der Renaissance; weiterhin gehen auf ihn etwa hundert Zeitschriftenartikel zurück. Doch vor allem vollzieht er eine vollständige Erneuerung des Studiums der *Midraschim*, jener exegetischen und homiletischen Werke, die für das Judentum der Spätantike und des Hochmittelalters charakteristisch waren. So publiziert er mehr als zwanzig zuverlässige und fundierte kritische Ausgaben, die er übrigens aus eigener Tasche finanziert. Als er 1891 den *Choher Tov* oder *Psalmen-Midrasch* veröffentlicht, wird sich ein Kritiker verblüfft über die geleistete Arbeit zeigen; tatsächlich hat Salomon Buber das Manuskript der Bibliothek von Parma mit sieben anderen Versionen verglichen. Er interessiert sich sogar für die Schätze der Geniza von Kairo, deren Entdeckung wenige Jahre zuvor Aufsehen erregt hatte. Einer der Experten für diese Manu-

skriptsammlung, Charles Taylor von der Universität Cambridge, lieh ihm eine persönliche Kopie einer wertvollen Handschrift aus. Ebenso korrespondiert er mit Abraham Firkovicz wegen der karäischen Manuskripte. Er verfasst Monographien über die Rabbiner von Lemberg (1895) und von Zolkiev (1903), beschäftigt sich mit Saadia Gaon, dem ersten jüdischen Philosophen des Mittelalters, und natürlich auch mit der Welt des berühmten maßgeblichen mittelalterlichen Kommentators Rashi aus der Schule von Troyes. Er ist sogar Mitglied der sehr exklusiven Bibliophilen-Gesellschaft *Mekitsei Nirdamim*, der die Erstedition zahlloser mittelalterlicher rabbinischer Klassiker zu verdanken ist. Zudem ist er ein Vertrauter des berühmten rabbinischen Abgeordneten Joseph Samuel Bloch.³⁶ Die Arbeit ist beeindruckend, zumal wenn man weiß, dass sie nicht seine Hauptbeschäftigung ausmacht:³⁷ Als kluger Geschäftsmann, Großgrundbesitzer, Getreidehändler, Besitzer von Phosphatbergwerken an der österreichisch-russischen Grenze (wie sein Sohn Carl) ist er zugleich Direktor der Österreichisch-Ungarischen Handelsbank, führendes Mitglied der Lemberger Handelskammer und natürlich Vorstandsmitglied der israelitischen Kultusgemeinde seit 1870. Lange Jahre wird er deren geachteter Vorsteher sein. Er trägt sogar den Titel *Geheimer Kammerrath*. Die Franzosen kennen ihn ein wenig, weil er örtlicher Korrespondent der *Alliance Israélite Universelle* (AIU) ist.³⁸

Salomon Buber hat fünf Brüder – Adolf Markus, Josef, Martin, Sigmund und Moses – und drei Söhne, Carl (oder Karl oder Kalman), Rafael und Max (oder Maks oder Mayer, der 1896 nach einem Sturz vom Pferd ums Leben kommt).³⁹ Carl (1848-1935), Martins Vater, kehrt 1887 nach seiner Wiederverheiratung nach Lemberg zurück, um sich endgültig in der Stadt niederzulassen. Seit Martin neun Jahre alt war, verbrachte er die Sommerferien auf dem väterlichen Landgut. Mit vierzehn Jahren (1892) kehrt er ganz zu seinem Vater und seiner Stiefmutter zurück und lebt bei ihnen, also ohne Lemberg zu verlassen. Carls zweite Frau, Minna Halpern, stammt ebenfalls aus einer alten Lemberger Familie.⁴⁰ Während der junge Martin das orthodoxe Judentum praktizierte, solange er bei seinem Großvater lebte, hört er damit auf, als er zu seinem Vater umzieht, ohne sich jedoch der

reformierten Gemeinde anzuschließen, zu der ihn Letzterer an Festtagen mitnahm.

Die Großmutter Martins, Adele, war in einem kleinen galizischen Dorf aufgewachsen, wo bei den Juden die Lektüre von Werken der *goj* verboten war. Überdies war es damals unschicklich für eine Frau, etwas anderes zu lesen als fromme Traktate oder die berühmte »Frauenbibel« in »waybertaytsch«, *Zeenah u-Reenah*.⁴¹ Sie las dennoch heimlich *Die Horen*, die Zeitschrift Friedrich Schillers, und Jean Pauls *Levana*. Sie ist es, die Haus und Hof verwaltet, um ihrem gelehrten Ehemann Zeit für seine Studien zu erübrigen. Der kleine Martin, mit hebräischem Namen Mordechai, ist sehr beeindruckt davon, wie sie die Buchhaltung führt. Sie ist es, die ihren Kindern die Lust am Lesen vermittelt: »[D]ie Liebe der Großmutter zum echten Wort wirkte noch stärker auf mich [...]: weil diese Liebe so unmittelbar und so fromm war.« Man darf in dieser Erziehung die Vorboten der so einzigartigen Beziehung Bubers zur deutschen Sprache sehen, deren Spuren wir in seiner Bibelübersetzung finden. Die Umgebung des jungen Buber entspricht also genau der Beschreibung, die Abraham Jehoschua Heschel gegeben hat: »Jedes jüdische Haus Osteuropas, auch das bescheidenste, ärmste, besaß ein Regal voller Bücher, auf dem majestätische Folianten herablassend neben furchtsamen kleinen Oktavbändchen standen. Und diese Bücher waren kein Trost bei Enttäuschungen und auch kein gelegentliches Mittel der Erbaulichkeit; sie waren das Zentrum einer lebendigen Kraft, der immer wieder erneuerte Anlauf zu einer beständigen Arbeit des Geistes.«⁴²

Erste Studien

Buber besucht erst mit zehn Jahren die Schule. Zuvor sind es Privatlehrer – ein Lehrer und ein »französisches Fräulein« –, denen seine Erziehung obliegt, insbesondere der Fremdsprachenunterricht. »Die Vielheit der menschlichen Sprachen«, schreibt er in *Begegnung*, »ihre wundersame Verschiedenheit, in der das weiße Licht der Menschensprache sich zugleich brach und bewahrte, war mir schon in meiner Knabenzeit ein Problem, das mich immer neu belehrte, aber in der Belehrung auch wieder von neuem

beunruhigte.«⁴³ Wir werden bei diesem polyglotten Schriftsteller und Vortragsredner einer besonderen Aufmerksamkeit auf das Wort wiederbegegnen. Latein und Griechisch beherrscht er perfekt: Bei der Abiturprüfung rezitiert er eine ganze Sophokles-Passage in der Originalsprache aus dem Gedächtnis, und bei der Bibelübersetzung wird er beständig die Septuaginta zu Rate ziehen. Er erinnert sich, wie er seinem Großvater dabei half, einige der berühmten altfranzösischen Stellen in dem Kommentar von Raschi zu entziffern.⁴⁴

Buber verbringt seine gesamte Schulzeit an einem polnischsprachigen Gymnasium namens Franz-Josephs-Gymnasium, in dem die jüdischen Schüler eine kleine Minderheit bilden, und auf Polnisch wird er denn auch 1897 seinen ersten Artikel verfassen. Das Leben in diesem Gymnasium ist für ihn das Symbol der österreichisch-ungarischen Monarchie: »gegenseitige Verträglichkeit ohne gegenseitiges Verständnis«. Auch wenn seine Leistungen in der höheren Schule eher brillant gewesen sein müssen, wenn man seine (erhaltenen) Zeugnisse betrachtet,⁴⁵ scheint er diese Zeit bedauert zu haben, in der man »persönlich [...] gut miteinander aus[kam], [in der] aber die beiden Gemeinschaften als solche [...] fast nichts voneinander [wussten]«. Jeden Morgen begannen die Schüler um acht Uhr mit einem Gebet – vor einem Kruzifix an der Wand: »Der Lehrer und die polnischen Schüler bekreuzigten sich, er sprach die Dreifaltigkeitsformel und sie sprachen sie ihm nach, dann beteten sie laut mitsammen. Bis man sich wieder setzen durfte, standen wir Juden unbeweglich da, die Augen gesenkt. Ich habe schon angedeutet, dass es in unserer Schule keinen spürbaren Judenhass gab; ich kann mich kaum an einen Lehrer erinnern, der nicht tolerant war oder doch als tolerant gelten wollte. Aber auf mich wirkte das pflichtmäßige tägliche Stehen im tönenden Raum der Fremdandacht schlimmer, als ein Akt der Unduldsamkeit hätte wirken können. Gezwungene Gäste; als Ding teilnehmen müssen an einem sakralen Vorgang, an dem kein Quentchen meiner Person teilnehmen konnte und wollte; und dies acht Jahre lang Morgen um Morgen: das hat sich der Lebenssubstanz des Knaben eingeprägt.«

Aus dieser Zeit stammt sein Widerwille gegen alle Bekehrung, nicht nur gegen die christliche Mission unter den Juden, wie sie zu seiner Zeit weitverbreitet war, sondern auch »gegen alles Missionieren unter Menschen, die einen eigenständigen Glauben haben. Vergebens hat noch Franz Rosenzweig mich für den Gedanken einer jüdischen Mission unter Nichtjuden zu gewinnen gesucht.«

Mit dreizehn Jahren wird er »Sohn des Gebots« (Barmizwah) und unterzieht sich aus freien Stücken der traditionellen Zeremonie des Eintritts in die religiöse Mündigkeit. Der Text seiner Rede vom 8. Februar 1891⁴⁶ ist erhalten geblieben; es handelt sich um einen Kommentar zu Hosea 2,21, der biblische und talmudische Passagen mit Friedrich Schiller verknüpft, einem der bevorzugten Autoren der Ostjuden (so sehr, dass man ihn für einen Juden hielt⁴⁷). Als Kommentar zu dem Gebot »Du sollst deinen Nächsten lieben wie dich selbst« (Levitikus 19,18) führt er aus: »Aber die jüdische Religion beschränkt sich nicht auf das Gebot der Nächstenliebe, sondern sie gebietet Liebe selbst gegen den Feind. Dieser Gedanke wird in der Bibel wie auch im Talmud mehrfach ausgesprochen. Ich habe schon früher erwähnt, dass unsere Religion das Gebot der Liebe auch auf die Tiere, ja auch auf die unorganischen Geschöpfe ausdehnt. So heißt es in den Psalmen [145,9]: ›Der Ewige ist gut gegen Alle, seine Barmherzigkeit erstreckt sich auf alle seine Geschöpfe.« Und Buber fügt hinzu: »Eins kann man dem Judentum nicht absprechen, die Gotteserkenntnis.« Das Christentum will nur das Herz berühren, die Philosophie nur der Vernunft Rechnung tragen. Einzig das Judentum bringt in seiner Gottesidee Vernunft und Gemüt in Einklang. Ebenso verbindet das Judentum Gotteserkenntnis und Gottesfurcht.

Zwischen Natur und Philosophie

Im Jahr 1892, mit vierzehn Jahren, kehrt Martin Buber also in das Haus seines Vaters Carl zurück und wohnt bei ihm bis 1896. Der Kontakt seines Vaters mit der Natur, seine Art, mit den Pferden zu sprechen, über eine Ähre zu streichen und die Körner zu kosten, werden ihn dauerhaft beeindruckt: »Auf eine eigene

Weise hing mit diesem Verhältnis meines Vaters zur Natur ein Verhältnis zu dem Bereich zusammen, den man als den sozialen zu bezeichnen pflegt. Wie er am Leben all der Menschen teilnahm, die von ihm in der einen oder anderen Weise abhingen, der Hofknechte in ihren nach seinen Angaben gebauten Häuschen, die die Hofgebäude umgaben, der Kleinbauern, die unter von ihm in genauer Gerechtigkeit ausgearbeiteten Bedingungen ihm Dienste leisteten, der Pächter –, wie er sich um die Familienverhältnisse, um Kinderaufbringen und Schulung, um Krankheit und Altern all der Leute kümmerte, das leitete sich von keinen Prinzipien ab, es war Fürsorge nicht im üblichen, sondern im personhaften Sinn.« Auch im bürgerschaftlichen Leben liebte es Carl Buber nicht, blinde Wohltätigkeit zu zeigen; als er Mitglied der »Brotkommission« der jüdischen Gemeinde wurde, besuchte er alle Armen Lembergs, um ihnen persönlich zu helfen.

Die zu seiner Zeit eher seltene große Aufmerksamkeit, die Buber der Beziehung zu Tieren und zur Natur widmete, hat ihre Quellen somit in seiner Kindheit und Jugend. Mit Sehnsucht erzählt er, wie er in den Sommerferien bei seinem Großvater sich in den Stall schlich, um seinem Lieblingspferd den Nacken zu kraulen, es zu striegeln und es zu füttern: »Das war für mich nicht ein beiläufiges Vergnügen, sondern eine große, zwar freundliche, aber doch auch tief erregende Begebenheit. Wenn ich sie jetzt, von der sehr frisch gebliebenen Erinnerung meiner Hand aus, deuten soll, muss ich sagen: was ich an dem Tier erfuhr, war das Andere, die ungeheure Andersheit des Anderen, die aber nicht fremd blieb, [...] die mich vielmehr ihr nahen, sie berühren ließ.« Wir werden auf diese Beschreibung zurückkommen, weil sie es gestattet, einen Teil der Dialogphilosophie und die Probleme, die sie aufwirft, zu verstehen. Er fährt fort: »Wenn ich über die mächtige, zuweilen verwunderlich glattgekämmte, zu andern Malen ebenso erstaunlich wilde Mähne strich und das Lebendige unter meiner Hand leben spürte, war es, als grenzte mir an die Haut das Element der Vitalität selber, etwas, das nicht ich, gar nicht ich war, gar nicht ich-vertraut, eben handgreiflich das Andere, nicht ein anderes bloß, wirklich das Andere selber, und mich doch heranließ, sich mir anvertraute, sich elementar mit mir auf Du

und Du stellte.« Dieser Sinn für die Natur wird lange eine der Eigenheiten Bubers bleiben, die ihn gewiss dazu bewogen hat, nach dem Ersten Weltkrieg Berlin zu verlassen und die großen Städte wie Frankfurt, München oder Leipzig zu meiden.

Schon vor seiner Rückkehr nach Wien im Alter von achtzehn Jahren macht er Bekanntschaft mit der Philosophie, wie er in *Begegnung* versichert. Er ordnet diese Erfahrungen zeitlich in sein Alter zwischen fünfzehn und siebzehn Jahren ein, also zwischen 1893 und 1895.⁴⁸ So gerät er nach der Lektüre Pascals in eine echte Krise, die ihn an den Rand des Suizids führt. Gequält vom Problem der Unendlichkeit der Zeit findet er die »Erlösung« in Kants *Prolegomena zu einer jeden künftigen Metaphysik, die als Wissenschaft wird auftreten können*, ein Buch, das nicht eben für Anfänger bestimmt ist.⁴⁹ In dem 1783 veröffentlichten Buch – Bubers annotiertes Exemplar ist erhalten – entdeckt er die bekannte Theorie von Raum und Zeit als apriorische Formen der Sinnlichkeit. »Diese Philosophie«, kommentiert er in *Begegnung*, »hat eine große beruhigende Wirkung auf mich ausgeübt. Ich brauchte nun nicht mehr, gepeinigt, der Zeit ein Letztes abzufragen zu suchen, sie war ja nicht über mich verhängt, sie war mein, denn sie war »unser«. Die Frage wurde für ihrem Wesen nach unlösbar erklärt, aber zugleich wurde ich von ihr, wurde ich vom Fragenmüssen befreit. Kants damaliges Geschenk an mich war die philosophische Freiheit.«

Während zahlreiche Dissertationen von Juden über Kant verfasst worden sind – im großen Unterschied zu solchen über Hegel, Fichte oder Schelling –, bleibt die Geschichte des jüdischen Kantianismus⁵⁰ noch zu schreiben. Alles sieht so aus, als wäre er das Thema *par excellence*; sei es, weil er mit dem religiösen Leben der Juden vereinbar ist – da er den theologischen Präntentionen des Rationalismus ein Ende setzt, während er zugleich den absoluten Charakter des moralischen Gesetzes behauptet –, sei es als moralisches und patriotisches Substitut. Oft verbinden sich beide Motive. Kant hatte die Juden nicht sehr gemocht, trotz seiner ungeheuren Achtung vor Moses Mendelssohn und seiner unübersehbaren Freundschaft mit Markus Herz, trotz seines erwiesenen Wohlwollens für Isaac Euchel und seiner gewiss zu-

UNVERKÄUFLICHE LESEPROBE



Dominique Bourel

Martin Buber

Was es heißt, ein Mensch zu sein. Biografie

Gebundenes Buch mit Schutzumschlag, 976 Seiten, 15,0 x 22,7 cm

ISBN: 978-3-579-08537-1

Gütersloher Verlagshaus

Erscheinungstermin: Oktober 2017

»Mit Buber zu denken heißt, Menschlichkeit zu erfahren.« (Dominique Bourel)

»Lasst uns den Menschen verwirklichen!« Mit diesem Appell beendet der deutsche Jude Martin Buber 1953 seine Dankesrede zur Verleihung des Friedenspreises des Deutschen Buchhandels. Im Auditorium: nicht wenige, die acht Jahre zuvor noch Nazi-Uniformen getragen hatten! Aber gerade das macht deutlich, worum es Buber ging: Wie wird und wie bleibt ein Mensch wirklich Mensch?

Dominique Bourel erzählt in dieser monumentalen Biografie den Lebens- und Denkweg Martin Bubers. Er zeigt ihn als einen Hüter der Menschlichkeit in einem unmenschlichen Jahrhundert. Ein Lebensweg in einer Haltung, die gerade in dieser Zeit Vorbild sein kann!



[Der Titel im Katalog](#)